

Illustrirtes Sonntagsblatt

Wöchentliche Beilage zur
Wildbader Chronik.

Nr. 37. 1887.

Aus Leidenschaft.

Roman

von

Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Mir ist das Eine unbegreiflich,“ bemerkte Eschebach, „daß die Thatsache, seine That könne entdeckt werden, in Hercher nicht das Ueberwichtige erlangt hat. Er lebte in sehr guten Verhältnissen, seine außerordentliche Befähigung sicherte ihm eine glänzende Zukunft, und dies Alles setzte er auf's Spiel! Ja, das Verbrechen ist sogar mit sehr geringer Schlaueit und Vorsicht ausgeführt. Hätte er die Uhr und das Portemonnaie in den kaum fünfzig Schritte entfernten Fluß geworfen, so würde es mir wahrscheinlich nie gelungen sein, einen Beweis seiner Schuld aufzufinden. Dies fasse ich nicht!“

„Ich fasse es,“ bemerkte der Arzt. „Hercher war durch die Leidenschaft der Habsucht beherrscht. Je mehr er sich ihr hingab, je mehr sie seinen Geist beschäftigte, um so mehr zog sie ihn von Anderem ab. Macht nicht jede Leidenschaft blind? Sie verfolgt ihr Ziel vielleicht mit außerordentlicher Geistesstärke, allein was neben diesem Ziele liegt, entgeht ihr, sie sieht es nicht. Deshalb begehen fast alle Verbrecher Thorheiten, die ein Anderer, der nicht durch die Leidenschaft, aus der die That hervorging, geblendet ist, nicht begreift.“

„Sie haben Recht. Und so geschieht es, daß dieselbe Leidenschaft, die den Menschen zum Verbrecher macht, es auch ist, die das Mittel zu seiner Entdeckung liefert. Es ist Aufgabe des Menschen, den Keim einer solchen Leidenschaft zu dämpfen und zu unterdrücken; läßt er ihn frei wachsen, so überwuchert derselbe in kurzer Frist alle besseren Eigenschaften und Anlagen.“

14.

Der Kommissär hatte Recht gehabt — er hatte Meta Beruhigung gebracht.

Ernst war auf das Höchste erstaunt, als er seine Schwester trotz der neuentdeckten Schändlichkeit Hercher's viel ruhiger fand. Es war mit ihr eine unverkennbare Veränderung vorgegangen, denn ihre Augen hatten neues Leben gewonnen, sie lächelte wieder.

Zum ersten Male seit Ernst's Heimkehr in das Vaterhaus ging es am Abende dieses Tages in demselben wieder heiter zu. Der junge Bildhauer besuchte ihn, und Meta, die sich bis dahin stets zurückgezogen hatte, nahm wieder Theil an der Geselligkeit. Erst mit Gewalt mußte Ullu, die bei der Schwägerin schlief, die beiden Männer zuletzt aus Meta's Zimmer fortreiben, damit die noch immer sehr Schwache endlich Ruhe gewinne.

Dankmann kehrte freilich noch nicht heim. Ernst bewohnte das Zimmer seines Vaters, dorthin folgte ihm der Bildhauer, angeblich, um Wichtiges mit ihm zu bereden, in Wahrheit aber, um noch eine Flasche Wein mit ihm zu leeren.

„Sehen Sie,“ sprach er, als sie Harport's früheres Wohnzimmer betraten, „Ihre Schwester ist ein ganz vorzügliches Mädchen, ich würde kein Opfer scheuen, wenn ich ihr eine Freude bereiten könnte, allein das Eine wird sie nie fassen, daß ein gesunder Mensch immer Durst haben kann!“

„Das faßt auch meine kleine Frau nicht,“ bemerkte Ernst lachend, indem er Wein und Gläser auf den Tisch stellte.

„Das finde ich natürlich, denn die Damen können nicht trinken,“ fuhr Dankmann fort. „Sie schrecken vor einer ganzen Flasche Wein zurück, und mir erscheint es immer, als ob die Größe der Weinflaschen nicht für Männer, sondern für Kinder berechnet wäre!“

Er füllte die Gläser und schlürfte den Rheinwein langsam, mit dem Genuße eines Kenners.

„Dies war der Lieblingswein Ihres Vaters und ich habe das Vermögen desselben um manche Flasche geschmälert,“ sprach er. „Wissen Sie, was mich zuerst gegen Hercher eingenommen hat? Bei Ihrem Vater und bei diesem Wein lernte ich ihn kennen. Er trank diese köstlichen Tropfen wie man Wasser trinkt, er trank viel und doch äußerte

der Wein nicht die geringste Wirksamkeit, sein Gesicht behielt dasselbe ruhige Lächeln, das ärgerte mich. Seit dem Tage habe ich ein Vorurtheil gegen ihn gehabt und ich empfinde jetzt nicht das geringste Mitleid mit ihm.“

„Würden Sie ihn wirklich nicht retten, wenn es in Ihrer Macht stände?“ warf Ernst halb scherzend ein.

„Ich — ich?“ rief Dankmann, durch die Frage fast beleidigt. „Nun, ich wünsche, ich könnte ihn einmal mit diesen beiden Händen fassen, dann würde ich Ihnen zeigen, ob ich ihn retten möchte!“

Ernst lachte über den jungen Bildhauer, dessen Züge so weich und friedlich waren.

Sie saßen noch lange beim Weine und Gespräche. Erst als Dankmann endlich heimkehren wollte, vernahm er, daß der Regen gegen die Fenster schlug und der Wind durch die Bäume fuhr.

„Ein schönes Wetter!“ bemerkte Dankmann, den Kopf langsam bis oben hin zuknispfend.

„Bleiben Sie hier!“ rief Ernst. „Es ist nutzlos, daß Sie sich durchweichen lassen.“

„Sie haben eigentlich Recht. Gut, ich bleibe, das heißt, ich lege mich hier auf das Sopha.“

Ernst war damit einverstanden. Wenige Minuten später begaben sie sich zur Ruhe.

Trotz der bequemen Lage wollte der Schlaf dem Bildhauer nicht nahen. Beide Hände unter den Kopf geschoben lag er da. Das tiefe, ruhige Athmen des Freundes verrieth ihm, daß derselbe schon schlief. Er sann darüber nach, weshalb ihn der Schlaf floh und kam endlich zu der Ueberzeugung, daß er noch nicht genug getrunken habe. Mit dem Entschlusse, das Versäumte am folgenden Abende nachzuholen, suchte er sich einzuschlafen, allein auch dieser Versuch gelang nicht.

Da vernahm er ein eigenthümliches Geräusch am Fenster. Langsam richtete er sich empor. Außen machte sich Jemand am Fenster zu schaffen und versuchte, dasselbe aufzubrechen.

Leise weckte Dankmann den Freund.

„Still, still!“ rief er dem Erwachenden mit gedämpfter Stimme zu. „Wir werden Besuch bekommen.“

„Wer?“ fragte Ernst noch halb schlaftrunken.

„Still, still!“ wiederholte der Bildhauer, die Hand des Freundes erfassend. „Hören Sie das Geräusch am Fenster? Der Nahende hat seine Karte zwar noch nicht abgegeben, seinen Stand habe ich indessen bereits errathen.“

„Ein Dieb!“

„Natürlich! Aber sprechen Sie leiser. Wir lassen den Vogel ruhig einschläpfen und dann fasse ich ihn.“

„Und wenn es mehrere sind?“ warf Ernst nicht ohne Besorgniß ein.

„Dann fasse ich mehrere,“ entgegnete Dankmann leise und drückte die Hand des Freundes so fest, daß dieser fast aufgeschrien hätte.

Das Geräusch an dem Fenster verstummte, wurde aber gleich darauf an dem Fenster des Nebengemaches, der Stube, wieder vernehmbar.

Ernst war aus dem Bette gesprungen und hatte sich flüchtig angekleidet, er wollte in die Stube stürzen, Dankmann hielt ihn zurück.

„Stören Sie ihn nicht,“ flüsterte er. „Der Vogel muß erst im Zimmer sein, dann — dann . . .!“

In dem Augenblicke ertönte das Klirren einer eingedrücktten Fensterscheibe.

Ernst und Dankmann rührten sich nicht, aber auch außen blieb es still, der Fremde schien sich erst überzeugen zu wollen, ob von dem Geräusche auch Niemand erwacht sei. Nach ungefähr einer Minute wurde das Fenster geöffnet, aus dem Geräusche war deutlich zu erkennen, daß Jemand in das Zimmer sprang.

Ernst wollte in die Stube stürzen, Dankmann hielt ihn mit fester Hand.

„Wir wollen abwarten, bis er sich selbst beleuchtet!“ flüsterte er ganz leise.

Es war eine aufregende Minute. In der Stube schritt der Ein-

gedrungene vorsichtig weiter; er schien mit der Räumlichkeit nicht unbekannt zu sein. Am Tische angelangt, fuhr seine Hand suchend umher, denn sie warf ein Weinglas um. Wenige Sekunden lang blieb Alles still, selbst ein leiser Athemzug war nicht zu vernehmen. Der Eindringene schien gefunden zu haben, was er suchte; das Licht eines Streichholzes blühte auf.

Dankmann hatte durch die kaum halbgeöffnete Thür den Eindringenen noch nicht sehen können, der Einbrecher hatte indessen ein Licht angezündet und nähle sich langsam dem Schreibsekretäre Harport's.

Plötzlich juckte Dankmann wie vom Blitze getroffen zusammen. „Hal Hercher! Hercher!“ rief er und stürzte in die Stube.

In demselben Augenblicke verlöschte das Licht, Stühle wurden umgeworfen, der Tisch mit den Flaschen und Gläsern klirrte, man hörte das Gestöhn zweier in Verzweiflung Ringender, dann ertönte die Stimme des Bildhauers: „Ich habe ihn — ich habe ihn! Ernst, Licht, Licht!“

Und als Ernst vor Erregung und Schreck zitternd endlich Licht gemacht, fiel sein Blick auf die von den starken Armen des Bildhauers fest umklammerte Gestalt Hercher's, des Mörders seines Vaters. Er trat an ihn heran und leuchtete in ein blaßes, verzerrtes Gesicht.

„Haben Sie Mitleid!“ stöhnte der fast Erdrückte.

„Mitleid mit einem Raubvogel, der sich selbst in einer Falle gefangen!“ rief Dankmann. „Wie kommen Sie hierher? Was suchen Sie hier?“

Hercher antwortete nicht, er schloß die Augen und schien kaum im Stande zu sein, sich aufrecht zu halten.

„Was suchen Sie hier?“ wiederholte Dankmann. „Sie wissen, daß Herr Harport in diesem Sekretär sein Geld aufbewahrte, Sie wollten denselben erbrehen und das Geld rauben?“

„Ja,“ gab Hercher mit matter Stimme zur Antwort. „Die Verzweiflung hat mich dazu getrieben. Als Mörder bin ich verhaftet und angeklagt, die Beweise sprechen gegen mich und doch bin ich unschuldig. Es war mir unerträglich, daß ein solcher schmachvoller Verdacht auf mir haftete — ich bin aus dem Gefängnisse entsprungen, ich wollte fliehen, weit — weit — in ein fremdes Land, ohne Mittel war mir dies nicht möglich — mein eigenes Vermögen ist ja in den Händen des Gerichtes — da führte die Verzweiflung mich hierher — ich wollte mir nur das Nöthigste verschaffen!“

„Und Sie scheuten sich nicht, den Ort wieder zu betreten, an dem Sie ein so schändliches Verbrechen begangen!“ rief Ernst.

„Ich habe es nicht begangen,“ sprach Hercher. „Fühlen Sie Erbarmen und — geben Sie mir einen Schluck Wasser!“

Hercher sank kraftlos zusammen, Dankmann ließ ihn auf einen Stuhl gleiten; mit auf die Brust niedergesunkenem Kopfe saß der Unglückliche da.

„Wasser!“ flehte er noch einmal mit matter Stimme.

Ernst trat in das Schlafgemach, um Wasser zu holen, Dankmann hatte dem Erschöpften den Rücken halb zugewandt, denn es widerstrebte ihm, in das blaße, verzerrte Gesicht desselben zu blicken.

Da schnellte Hercher plötzlich empor und ehe der Bildhauer noch im Stande war, sich zu wenden, hatte er bereits einen so heftigen Stoß empfangen, daß er taumelnd zur Seite stolperte. Mit einem einzigen Sprunge hatte Hercher das noch offenstehende Fenster erreicht, in der nächsten Sekunde war er bereits im Garten verschwunden.

Der Bildhauer schrie fast auf, er raffte sich zusammen, setzte dem Entflohenen nach, als er indessen den Garten erreicht hatte, stand er wie geblendet da. Nach welcher Seite hin sollte er dem Flüchtigen folgen? Er eilte dem Eingange zu, er stürzte dann zu der kleinen

Pforte, die auf die Wiese führte, er sah nicht einmal mehr Hercher's Gestalt. Ernst gesellte sich zu ihm, sie durchsuchten den ganzen Garten — ohne Erfolg.

Dankmann konnte sich noch immer nicht fassen.

„Ich werde es mir nie vergeben, daß ich mich in so plumper Weise habe überlistet lassen!“ rief er. „Ich hatte es in der Hand, den Menschen zu erdrücken, und jetzt lacht er über mich und auch Andere werden lachen!“

„Hat er nicht auch mich getäuscht!“ warf Ernst beruhigend ein. „Er erschien so schwach, daß er sich nicht aufrecht halten konnte!“

„Verstellung — niederträchtige Verstellung! An dem Stöße, den er mir versetzt hat, fühle ich jetzt noch, daß seine Kraft nicht gebrochen ist. Aber er darf nicht entkommen! Bleiben Sie hier, suchen Sie nach einer Waffe, denn ich traue dem Menschen Alles zu — ich eile zur Polizei, sie muß Alles ausbieten, des Mörders wieder habhaft zu werden!“

Er wartete Ernst's Antwort nicht ab, sondern eilte fort der Stadt zu. Auf dem ersten Polizeibureau zeigte er Hercher's Flucht an, dann stürmte er weiter zu Eschbach.

Aufgeregt, ungestüm verschaffte er sich Eintritt in das Haus und eilte in das Zimmer des Kommissärs. Hier war er kaum im Stande, das Geschehene zu erzählen.

Eschbach blickte ihn erstaunt und prüfend an. War Dankmann berauscht oder erzählte er das Gebilbe eines tollen Traumes? Als der Bildhauer indessen ruhiger wurde und wiederholt versicherte, daß er Hercher selbst mit eigenen Armen umschlungen habe, da sprang er erregt auf und kaum zehn Minuten später eilte er, von Dankmann begleitet, zum Gefängnisse.

Hercher's Flucht war dort noch nicht bekannt, als er sich zu der Zelle des Verhafteten führen ließ, war dieselbe leer. Wie der Verbrecher entflohen war, zeigte das losgerissene Eisengitter des kleinen Fensters und der noch am Fenster hängende, aus der Bettdecke gewundene Strick. Ein Räthsel blieb es freilich immer noch, wie es Hercher gelungen war, die starken Eisenstäbe des Gitters loszulösen, da er allem Anscheine nach kein Instrument dazu benutzt hatte, und der Wärter versicherte, noch am Abend zuvor das Gitter untersucht und dasselbe durchaus fest gefunden zu haben. Nur die Verzweiflung konnte dem Verhafteten die Kraft verliehen haben,

das auszuführen, was vielleicht schon Mancher vor ihm versucht hatte.

Auch die weitere Ausführung der Flucht verrath die größte Kühnheit; Hercher hatte sein Leben gewagt, um die Freiheit zu erlangen, er war sich freilich bewußt gewesen, daß sein Leben ohnehin verwirrt sei.

Mit dem aus der Bettdecke angefertigten Stricke war Hercher nur bis auf das steilabfallende Dach eines Nebengebäudes gelangt, wie er von diesem die Erde erreicht hatte, blieb noch ein Räthsel. Eschbach verlor keine Zeit damit, dies zu erforschen, sondern traf sofort zur Verfolgung des Flüchtlings die umfassendsten Anordnungen. Auch während der Nacht war der Telegraph nach allen Seiten hin thätig. Möchte Hercher auch den Vorsprung weniger Stunden haben, so konnte er doch noch nicht weit gelangt sein, da es ihm an allen Mitteln fehlte.

Der Morgen graute kaum, als Eschbach sich zu Harport's Befehlung gab; ein Polizeibeamter begleitete ihn. Die Straßen waren noch leer, nur dann und wann begegnete ihnen ein Arbeiter, der sich frühzeitig an sein Tagewerk begab.

(Fortsetzung folgt.)



Karl Goldmark. (S. 148)

Humoristisches.

„Ja!“

Nach Original-Skizzen von Eduard Sch.



In Gartenhaine traf er sie,
Da ward's ihm wunderbar;
Ihm war, er wußte selbst nicht wie,
Und sie nicht, wie ihr war.
Er wußte nur, daß ihm geschah'n,
Was ihm noch nie geschah,
Er bat nur nebenher zu geh'n,
Und ruhig sprach sie: Ja!



Er ging mit ihr und sprach doch nicht,
Er war wie dumm und blind;
Nur immer sah er in's Gesicht
Dem süßen lieben Kind.
Der Mund so roth, der Blick so warm,
Und Alles das so nah!
Da bat er sie um ihren Arm,
Und ruhig sprach sie: Ja!



Leicht wird man müde, wenn man geht
Und nicht im Gehen spricht,
Und nur zuweilen stille steht
Und eine Blume bricht.
So ging es ihm, als eine Bant
In dunkler Land' er sah.
„Ich dächt', wir sehen uns!“ — Nicht lang,
Und ruhig sprach sie: Ja!



Stumm saßen sie, er denkt und sinnt
Und sucht nach einem Wort,
Minute auf Minute' verrinnt —
Das Schweigen dauert fort.
Doch plötzlich neigt er sich galant,
Mit Kühnheit sprach er da:
„Erlauben Sie mir Ihre Hand!“
Und ruhig sprach sie: Ja!



Wie schnell geschlossen wird ein Bund
In stiller Dämm'ung Kreis,
Wenn so ein lieber rother Mund
Nur Ja zu sagen weiß!
Um einen Kuß bat er sie schon
Und bog die Lippen nah,
Und sprach mit so warmem Ton —
Und ruhig sprach sie: Ja!



Er sprach: „So bist Du ewig mein?“ —
Und wieder sprach sie: Ja! —
„Und willst Du meine Gattin sein?“ —
Und immer nichts als: Ja! —
Auch am Altare klingt dies Wort,
Gar freudig sagt' sie: Ja!
Doch das, das sie gesprochen dort,
War auch ihr letztes: Ja.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Karl Goldmark. (Mit Porträt auf Seite 146.) — Der Komponist der „Königin von Saba“, Karl Goldmark, dessen Porträt wir auf Seite 146 bringen, ist ein Kind armer Eltern und am 18. Mai 1832 zu Reztshely in Ungarn als Sohn des dortigen Kantors geboren. Frühzeitig regte sich ein starker musikalischer Trieb in dem Knaben, der 1844 nach Wien kam, Violinunterricht bei Jansa erhielt und das Konservatorium besuchte, bis er 1858 nach Budapest übersiedelte. Von seinen Kompositionen hatte die Sakuntala-Duvertüre Goldmark's Namen zuerst in weiteren Kreisen bekannt gemacht, und mit der 1875 zum ersten Male im Wiener Hofopertheater und seither fast auf allen größeren Bühnen zur Ausführung gebrachten Oper „Die Königin von Saba“ (Text von Rosenthal) errang er einen durchschlagenden Erfolg. Erst im vorigen Jahre hat er diesem dramatischen Erstlingswerke eine neue Oper „Merlin“ folgen lassen, die ebenfalls allseitige Anerkennung gefunden hat. Von Goldmark's übrigen Werken erwähnen wir hier nur noch seine Duvertüre zu „Penthesilea“ und die Symphonie „Ländliche Hochzeit“, welche stehende Nummern in den Programmen populärer Konzerte bilden.

Schloß Hubertusburg. (Mit Abbildung.) — Zwischen Dschah und Grimma im Königreich Sachsen liegt bei dem Dorfe Wernsdorf das Schloß Hubertusburg, ein von einem hohen Thurm überragter quadratischer Bau, von dem unsere Abbildung eine Ansicht gibt. Es wurde 1721 erbaut, 1748 beträchtlich erweitert, und am 15. Februar 1763 ward in seinen Räumen der Hubertusbürger Frieden abgeschlossen. Nachdem das Schloß im Befreiungskriege als Lazareth, unter König August I. als Jagdschloß gedient hatte, errichtete König Friedrich August II. darin von 1837 an nach einander ein Hospital für arme alte Leute, eine Heilanstalt für schwere chronische Kranke, ein Pflanzhaus für Blödsinnige und Epileptische, sowie eine Strafanstalt, welche jedoch später verlegt wurde. Später kamen dann in Nebengebäuden noch Anstalten für unheilbare weibliche Irre und für idiotische Kinder, sowie eine Vorschule für blinde Kinder hinzu. Alle diese menschenfreundlichen Anstalten, welche mehr als 2000 Personen umfassen, stehen unter staatlicher Leitung und führen den offiziellen Titel: „Königlich sächsische vereinigte Landesanstalten zu Hubertusburg.“

Eine schwere Wahl. — Lumley, der bekannte Impresario der italienischen Oper im königlichen Theater zu London, hatte einst die kühne Idee gefaßt, die vier berühmtesten Tänzerinnen Europa's zu gleicher Zeit auf seiner Bühne aufzutreten zu lassen. Ganz London gerieth in Aufregung, als es von dem Plan hörte. Viele Kunstenthusiasten erklärten die Idee für unausführbar, die Zeitungen brachten spaltenlange Artikel über dieselbe und die Wigblätter bemächtigten sich des Stoffes. Inzwischen aber hatte Lumley in der That mit den vier bedeutendsten Größen des Ballets: Marie Taglioni, Lucille Grahn, Carlotta Grisi und der Cerito Unterhandlungen angeknüpft, die nach Ueberwindung unsäglicher Schwierigkeiten endlich zu einem günstigen Resultate führten; in der Saison von 1846 erschienen die vier Ballettinnen in der Riesenstadt an der Themse. Lumley triumphierte, aber zu früh, denn jetzt, wo er die launenhaften Tänzerinnen Terpsichore's endlich beisammen hatte, nahmen die Schwierigkeiten erst recht ihren Anfang. Es lag in der Natur dieses pas de quatre, daß der theatralische Effekt sich allmählig steigern und daß also die zuletzt Erscheinende ihm gewissermaßen die Krone aufsetzen mußte. Jede der vier Tänzerinnen wollte daher die Letzte sein, und erst nach den mühsamsten Verhandlungen ward dieser Ehrenplatz in Berücksichtigung des alten Ruhmes ihres Namens der Taglioni eingeräumt. Nun endlich hoffte Lumley gewonnenes Spiel zu haben. Der Abend für die mit feberhafter Spannung erwartete Vorstellung ward angefaßt, und enorme Preise wurden für die Balletmeister Perrot mit verkörperten Mienen in Lumley's Zimmer. „Die Cerito will durchaus nicht vor der Grisi tanzen, und diese wiederum nicht vor Jener,“ berichtete er, „es ist rein unmöglich, diese Frauenzimmer unter einen Hut zu bringen.“ Aber der weltersahrene Theaterdirektor zeigte sich auch dieser gefährlichen Krisis gewachsen. „Theilen Sie den Damen mit,“ rief er schnell gefaßt, „daß bei so gleich ausgezeichneten Talenten natürlich der Älteren den Vorzug gebühre.“ Ueber Perrot's Gesicht flog ein pfliffiges Lächeln, und mit den leise vor sich hingemurmerten Worten: „Der Gedanke ist gut, wahrhaftig!“ verließ er das Gemach. Als er den beiden erbitterten Rivalinnen den Bescheid des Direktors brachte, schauten sich diese verblüfft an, dann aber brachen sie in ein übermüthiges Gelächter aus und reichten sich versöhnt die Hände. Willig fügten sie sich jetzt den Anordnungen des Balletmeisters, denn keine hatte Lust, die Ältere zu sein. Lumley aber schwur nach Beendigung des Gastspiels hoch und theuer, niemals wieder ein solches Wagniß unternehmen zu wollen.

Gut berechnet. — Der lebenslustige Prinz Condé war ein abgejagter Feind alles lästigen Ceremoniells, und nichts konnte ihn ungeduldiger machen, als wenn er auf Reisen von den Ortsobrigkeiten an den Thoren der Städte durch unterwürfige Ansprachen aufgehalten wurde. Dies wußten auch die Magistrate recht gut und benutzten des Prinzen Abneigung vor jenem Ceremoniell in oft recht schlauer Weise. Einst kam derselbe auf einer Vergnügungsreise durch eine kleine Stadt der Provinz Bourdeaux und war höchst unangenehm überrascht, am Thore den Bürgermeister sammt dem übrigen

Magistratspersonal in feierlicher Amtstracht seiner harrend zu finden. Ersterer hielt überdies in seiner Hand ein dickes, unheilrohendes Manuscript. Wohl oder übel mußte der Prinz halten lassen, und der Maire begann: „Allergnädigster Herr! Seit langer Zeit hegt die Bürgerchaft dieser treuen Stadt den sehnlichen Wunsch, an Stelle des sehr verfallenen Rathhauses ein neues Gebäude errichten zu lassen. Leider fehlt es aber völlig an Mitteln, und so wagt sie es unterthänigst, Höchstselben um einen gnädigen Zuschuß zu den Baukosten zu bitten. Sollten Eure Hoheit an der Dringlichkeit der Sache zweifeln oder die Bitte ablehnen wollen, so bin ich beauftragt, die Sachlage nach allen Richtungen hin auf Grund eines sachverständigen Gutachtens vor Höchstselben hier zu entwickeln!“ Laut auflachend entriß der Prinz dem Maire das gigantische Manuscript, schrieb mit einem Stifte an den Rand desselben: „Gut für 30,000 Livres für die Gemeinde und 500 für ihren Bürgermeister,“ schrie den Kutscher an: „Zugefahren!“ und rollte dahin, froh, „von zwei Uebeln das kleinste gewählt zu haben.“ [R. 3.]

Wettkämpfe im Tabakrauchen. — In Deutschland wurde der Gebrauch des Tabaks erst verhältnismäßig spät bekannt. Englische Hiltstruppen, welche 1620 im dreißigjährigen Kriege Graf Grey dem König Friedrich von Böhmen zuführte, waren es, die man bei ihrem Marsche durch Sachsen nach Prag zuerst rauchen sah. Die Offiziere und Mannschaften der Heere Tilly's und Wallenstein's fanden schnell Wohlgefallen daran, ebenso auch die Schweden, welche man zu Meissen 1630 zuerst rauchen sah. Wie aber während des dreißigjährigen Krieges die deutschen Studenten in Tracht und Sitten gar Vieles von den Soldaten annahmen, so gaben sie sich auch bald und mit Leidenschaft dem Genuß des Tabakrauchens hin, dem sie im Uebermuth denn auch ebenso wenig Schranken setzten, wie dem von jeher bei ihnen hochbeliebten Trinken, ja sie stellten, wie in letztgenannter „Kunst“, förmliche Wettkämpfe im Rauchen an, über die eine Stelle aus einem Bericht jener Zeit folgendermaßen lautet: „Dann man hielt es auf den Studentengelagen also, daß derjenige, so in einem Gelag 50 (Thon-) Pfeiffen aufbrauchen konnte, Magister, der 86 ein Vicenciat, und welcher 100 aufdampfen konnte, ein Doctor (aber Alles von der Tabakwissenschaft zu verstehen) genennet ward.“ [E. R.-r.]

Zu spät. — Die Menschenfreundlichkeit des Kaisers Rudolph von Habsburg war zur Zeit sprichwörtlich geworden. Einmal sah er den Schießübungen seiner Bogenschützen zu. Einer derselben schoß so ungeeignet, daß er den Kaiser verwundete. Das kaiserliche Gerolde empörte sich darüber und begehrte, Seine Majestät solle dem Unvorsichtigen die rechte Hand abhauen lassen. Doch der Kaiser erwiderte lachend: „Das hättet Ihr thun sollen, ehe er mich getroffen hatte. Jetzt ist's zu spät.“ Dann ermahnte er den auf den Tod erschrockenen Bogenschützen, künftig besser zu schießen. C. L.

Schreckliche Rache. — Zu Ende der sechziger Jahre war Doktor Ratcliffe einer der gesuchtesten Aerzte Londons, dann aber gewann er die Flasche so lieb, daß er darüber seinen Beruf vernachlässigte, für die Wissenschaft verloren ging und endlich im Krankenhause starb. Aus der Zeit seiner blühendsten Praxis erzählt man sich folgende Anekdote: Eines Tages sah er in der Weinstube, als ein Herr zu ihm trat und mit bebender Stimme rief: „Um Gottes willen, Doktor, kommen Sie mit mir, meine Frau liegt im Sterben!“ — „Nun, Sie gestatten wohl, daß ich erst meine Flasche austrinke!“ — Der besorgte Gatte, der seinen Mann kannte, besaß bedeutende Körperkraft und legte sich gar nicht erst auf das Bett, sondern hob Ratcliffe auf und trug ihn zur Thüre hinaus. Lebend vor Wuth rief da der Doktor: „Nun warten Sie nur, aus Rache mache ich Ihnen jetzt Ihre Frau wieder gesund!“ [R.]

Kapsel-Räthsel.

Geen nenn' ich Dir den werthen Stand,
Der angeleh'n in Stadt und Land
Sich dennoch Nähe viel muß geben,
Um durchzukommen durch das Leben.

Auflösung folgt in Nr. 38.

M. Paul.

Silben-Räthsel.

Aus folgenden Silben sind 12 Worte zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen die Namen zweier berühmter Sängerrinnen ergeben:

a, a, bert, ca, cam, chriem, dal, do, dron, es, ga, grip, hild, i, is, la, lip, lo, ni, ni, ner, pa, pa, pe, pi, ral, recht, rup, tu, u, ut, va.

1) Ein berühmter Violinvirtuose. 2) Ein Männername. 3) Eine Stadt in den Niederlanden. 4) Eine Oper von Cherubini. 5) Die größte Insel der Kurilen. 6) Ein römischer Kaiser. 7) Ein Truppentheil. 8) Ein italienischer Maler des 15. Jahrhunderts. 9) Ein Gebirge. 10) Ein bekannter Jugendschriftsteller. 11) Eine Heldin der deutschen Sage. 12) Ein Feldherr des römischen Alterthums. [R. 2.]

Auflösung folgt in Nr. 38.

Auflösung des Räthfels in Nr. 36: Helle — Welle — Zelle — Kelle — Melle.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag von Chr. Wilbrecht in Wildbad,
Redigirt, gedruckt und herausgegeben von
Hermann Zahn in Tuttlingen.



Schloß Hubertusburg.